

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlth. Post-Agenten.

Literatur des Auslandes.

N^o 64.

Berlin, Mittwoch den 27. Mai

1840.

Frankreich.

Ludwig XVI. vor seiner Thronbesteigung.
Von Alfred de Fallour.

Der Herzog von Choiseul, dessen Kredit unaufhörlich bedroht war, faßte natürlich den Plan, sich eine Stütze für die Zukunft zu sichern. Er wußte, in welchem Grade er während seines langen Ministeriums, namentlich durch die Vertreibung der Jesuiten, sich die Aungnade des jungen Dauphin zugezogen; er wußte, daß die Kindesliebe des jungen Dauphin die Antipathie seines Vaters geerbt hatte, und der gewandte Minister, indem er an die Vermählung des Prinzen ein persönliches Interesse knüpfte, wollte durch die Zustandbringung einer glänzenden Verbindung bei Zeiten eine Abneigung besiegen, über die er doch nie Herr ward. Auch wünschte er, der steigenden Macht Russlands und Englands das Gegengewicht einer engen Allianz mit Oesterreich entgegenzustellen. Er warf also die Augen auf den Wiener Hof und erlangte die Hand der Maria Antoinette Josephe Johanna von Lothringen, Erzherzogin von Oesterreich, Tochter Franz von Lothringens und der Kaiserin Maria Theresia. Maria Antoinette war geboren am 2. November 1755, dem Allerheiligentage und dem Tage des Lissaboner Erdbebens. Ihre Geburt zog den Verlust einer Bette dem Herzog von Taruca zu, welcher mit der Kaiserin gewettet hatte, daß sie einen Sohn zur Welt bringen würde. Als er seine Schuld abtragen sollte, ließ er eine Porzellanfigur anfertigen, die eine Tafel vor sich hielt, auf welcher Metastasio folgende Verse geschrieben:

No perduto: l'augusta figlia
A pagar m'ha condannato
Ma s'è vera ch'a voi somiglia,
Tutto'l mondo ha guadagnato.*

Die Erzherzogin war sieben Jahr alt, als ihr Vater auf einer Reise in Tyrol starb. Maria Theresia hatte nun allein die Last des Reichs zu tragen. Sie war in zu bedeutende politische Kämpfe verwickelt, um sich den Mutterpflichten ganz hingeben zu können, und die erste Erziehung Maria Antoinettes ward vernachlässigt; aber die glückliche Wahl der Gräfin von Brandeis, welcher die letzten Jahre ihrer Kindheit anvertraut wurden, glich ihre Erziehung mit den Ansprüchen ihres Ranges und ihrer seltenen Fähigkeiten wieder aus. Sie machte rasche Fortschritte bei Metastasio und sprach das Italienische mit großer Annuth. Das Französische schrieb sie nicht korrekt, sprach es aber leicht und mit Vorliebe. Um ihre Kenntnisse in einer Sprache, welche die ihres Vaterlandes werden sollte, zu vervollkommen, schickte ihr der Herzog auf die Bitte der Kaiserin den Abbé de Vermond, welcher auf seinen Zögling als Königin großen Einfluß gewann.

Ihre neue Hofhaltung kam ihr bis an die Gränze entgegen. Man hatte bei Neuchâtel einen doppelten Pavillon erbaut, als Bild der beiden Reiche, die sich mit einander verschwägern sollten. Im französischen Pavillon befanden sich die Gräfin von Noailles, als Ehrendame, die Herzogin von Cois, als Puzdame, vier Palastdamen, der Graf von Saulx-Tavannes als Ehrenritter, der Graf von Tessé, erster Stallmeister, und der Bischof von Chartres, erster Almosenier. In dem anderen Salon schmückten die Oesterreichischen Damen, welche die Erzherzogin begleitet hatten, dieselbe mit ganz französischen Kleidern, die man aus Paris geschickt hatte. Die Thüren öffneten sich: die junge Dauphine trat vor, suchte mit dem Blick die Gräfin von Noailles und stürzte sich mit der Lebendigkeit eines fünfzehnjährigen Alters und Deutscher Offenheit in ihre Arme; dann bat sie sie unter Seufzern und Thränen um ihre Freundschaft und Rath.

Maria Antoinette zog über Straßburg** in Frankreich ein und begab sich von hier nach Compiègne, wo sie am 15. Mai ankam. Der König, der Dauphin und die Prinzessinnen, die Töchter des Königs, hatten sich schon dahin begeben. Ein Brief Maria Theresia's war ihr zuvor gekommen: „Ihre Gattin, lieber Dauphin“,

* Ich habe verloren: die erhabene Tochter hat zum Zahlen mich verurtheilt; doch ist es wahr, daß sie Euch ähnlich ist, dann hat die ganze Welt gewonnen.

** Der Kardinal Rohan stellte der Dauphine eine 106 Jahr alte Frau vor, die nie krank gewesen. „Prinzessin“, sagte diese Frau zu ihr auf Deutsch, „ich stehe zum Himmel, daß Sie eben so lange leben als ich und gleich viel von jeder Unpäßlichkeit.“ — „Ich wünsche es“, antwortete die Dauphine, „wenn es das Wohl Frankreichs befördert“, und nachdem sie ihr die Hand zum Küssen gereicht, ließ sie ihr eine Summe Geldes zuschicken.

(Mercure de France, Juni 1770.)

schrieb sie, „hat sich so eben von mir getrennt. Sie war meine Sonne; ich hoffe, daß sie Sie glücklich machen wird. Ich habe sie zu dieser Bestimmung erzogen, da ich schon seit langer Zeit vorher wußte, daß sie Ihr Geschick theilen sollte. Ich habe ihr die Liebe zu ihren Pflichten gegen Sie, eine innige Anhänglichkeit an Ihre Person und das Bestreben, zu erfinden und zu thun, was Sie erfreuen kann, eingefloßt; ich habe ihr besonders sorgfältig Zucht und Liebe zu dem Herrn der Könige empfohlen, in der Ueberzeugung, daß man für das Wohl der Völker, die uns anvertraut sind, schlecht sorgt, wenn man von dem abfällt, der die Scepter zerbricht und die Throne umstürzt, wie es sein Wille ist. Lieben Sie also Ihre Pflichten gegen Gott, ich sage es Ihnen, lieber Dauphin, ich sage es meiner Tochter; befeuern Sie sich, die Völker zu beglücken, über die Sie immer zu früh herrschen werden; lieben Sie den König, Ihren Großvater; seyen Sie so gut wie er; bleiben Sie stets zugänglich den Unglücklichen. Es ist unmöglich, daß Sie nicht glücklich seyen, wenn Sie sich so benehmen. Meine Tochter wird sie lieben, ich bin überzeugt davon, weil ich sie kenne; aber je mehr ich Ihnen für ihre Liebe und ihr Bestreben, Ihnen zu Gefallen zu leben, bürgere, desto mehr empfehle ich Ihnen, ihr die aufrichtigste Treue zu widmen. Adieu, mein lieber Dauphin, seyen Sie glücklich; ich bin in Thränen aufgelöst.“

Maria Theresia.“
Von Compiègne begab sich der Hof nach Saint-Denis und stieg in dem Kloster der Karmeliterinnen ab, wo Madame Louise, Tochter Ludwigs XV., ihr Noviziat ablegte. Der König stellte die Erzherzogin seiner Tochter vor, und die junge Prinzessin überreichte der Karmeliterin einen andern Brief von der Kaiserin ihrer Mutter. Maria Theresia empfahl ihr dringend ihr Kind und bat für ihre Jugend um den Schutz dieser wegen ihrer Frömmigkeit allgemein verehrten Dame.

Von Saint-Denis begab sich die Erzherzogin mit ihrem Gefolge auf das Schloß La Muette, während der König mit dem Dauphin nach Versailles zurückkehrte. Am folgenden Morgen, 16. Mai, kam die Dauphine an, und die Eheleute wurden in die Kapelle geführt. Der Groß-Almosenier, Cardinal de la Roche-Aymon, gab ihnen den hochzeitlichen Segen.

Die Hofeste waren glänzend, noch glänzender die von Paris. Die Ankündigung derselben hatte in allen Provinzen zirkulirt; die Jahreszeit war günstig, der Geschmack an Vergnügungen bei allen Klassen verbreitet: daher sah man auch eine zahllose Masse von Neugierigen nach Paris und Versailles zusammenströmen.

Aber eben dieser Zudrang wurde bald eine Ursache der Trauer, und die königlichen Freuden wurden noch einmal durch unglückbedeutende Vorzeichen getrübt. In dem Augenblick, wo die Menge, welche den Platz Ludwigs XV. bedeckte, nach dem Feuerwerk im Masse aufrach, um sich über die neu angelegte und noch nicht in ihrer ganzen Breite gepflasterte Rue Royale nach dem Boulevard zu begeben, machte die Ungleichheit des Bodens mehrere Personen straucheln, und ihr Fall zog den vieler Anderen nach sich. Das lässliche Geschrei der Gefallenen, die vom vordrängenden Haufen mit Füßen getreten werden, steigert die Unordnung; Taschendiebe suchen sich dies zu Ruhe zu machen und tragen vollends dazu bei, der bestürzten Menge jede Geistesgegenwart zu nehmen. Viele werden von den Füßen der Pferde, von den Rädern der Wagen zertreten, und Einige stürzen in die Seine. Man schätzt die Zahl der Opfer auf fünfhundert; einige Berichte geben zwölfhundert an. Das Parlament verordnete eine Untersuchung. Man bekam weiter nichts heraus, als daß, alten Ansprüchen zufolge, die Leitung der Polizei an diesem Tage aus den Händen des gewöhnlichen Beamten in die des Vorstehers der Kaufleute, Namens Jérôme Bignon, übergegangen war, der mit Spottliedern davonkam, nachdem man ihn verwünscht.

Niemand ward von diesem Ereigniß schmerzlicher getroffen, als der Dauphin. Als man ihm am folgenden Tage, den 1. Juni, seine Pension von 6000 Livres brachte, schrieb er sofort an Herrn von Sartines folgendes Billet: „Ich habe von dem Unglück gehört, das sich in Paris bei meinem Feste ereignet hat; ich bin untröstlich darüber. Man bringt mir in diesem Augenblicke, was mir der König monatlich bewilligt; es ist Alles, worüber ich verfügen kann; ich schicke es Ihnen; unterstützen Sie die Unglücklichen. Sie kennen meine Achtung für Sie.“

Ludwig August.“
Die Dauphine war nicht weniger bekümmert. Als eine ihrer Damen, um diesen Kummer zu lindern, ihr erzählte, daß unter den Todten eine große Menge Diebe mit vollen Taschen gefunden worden wären, erwiderte Maria Antoinette: „Was thut das zur Sache? Sie

und neben den ehrlichen Leuten gefallen.“ Diese aufrichtige Theilnahme, die das Volk erfuhr, ward von ihm gebührend gewürdigt: als das junge Paar zum ersten Male in den Tuilerieen erschien, war die Dankbarkeit einstimmig, die Dauphine ward mit enthusiastischem Jure empfangen, der, ihren Rang vergessend, fast nur ihrer Schönheit galt. Mit Entzücken drängte man sich um diese Adoptivtochter Frankreichs. Die Majestät, die sich in ihrer ganzen Haltung ausdrückte, wurde durch die Frische ihrer Jugend und die Anmuth ihrer Bewegungen gemildert. Ihr hoher, schlanker Wuchs, ihr blondes Haar, ihre blauen, sanften und geistvollen Augen, ihre etwas dicke Lippe, die an ihre Oesterreichische Abstammung erinnerte, ihr reizendes Oval, die elegante Einfachheit ihres Kostüms, Alles an ihr bezauberte und entzückte die Menge. Ohne ein so anziehendes Aeußeres, machte doch auch der Dauphin einen guten Eindruck. Der Friede thronte auf seiner Stirn; alle seine Züge trugen das wohlwollende Gepräge eines Herzens, das seiner Leidenschaften Herr ist; sein Gesicht war regelmäßig; seine Kurzsichtigkeit gab seinem Blick etwas Ernstes und seiner Physiognomie einen bedeutsamen Ausdruck. Sein mittlerer Wuchs war noch nicht durch das Embonpoint seiner späteren Jahre entstellt, und seine etwas fahrlässige Haltung hatte etwas Gutmüthiges, das der Würde wohl steht.

Noch an demselben Abend wohnte das kaiserliche Paar einer Vorstellung der „Belagerung von Calais“ bei. Das Publikum griff begierig jeden Vers auf, der ihm eine Anspielung auf die Gefühle dieses Tages bot. Bei den Worten:

*Le Français, dans son prince, aime à trouver un frère,
Qui, né fils de l'état, en devient le père,*

erhob sich der ganze Saal, um, der königlichen Loge zugewendet, Beifall zu klatschen. Der Dauphin seinerseits bediente sich derselben Sprache, um seine Dankbarkeit auszudrücken, und bei dem Vers:

Rendez heureux qui nous aime est un si doux devoir

verneigte er sich gerührt gegen die Versammlung.

Der König, der schon lange nicht mehr nach Paris kam, wäre nicht so empfangen worden. Das junge Paar bemühte sich daher sorgfältig, als es nach Versailles zurückgekehrt war, jeder schmerzlichen Vergleichung bei dem Monarchen zuvorzukommen, und die Dauphine sagte ihm mit sanftem Jactage: „Wie sehr muß der König von seinen Untertanen geliebt werden, wenn sie seine Kinder so empfangen!“

Ludwig XV. war entzückt von seiner Enkelin; man sprach nur von ihrer Anmuth, ihren liebenswürdigen Antworten und der ehrerbietigen Seiterkeit, die sie an den Hof ihrer Tante mitbrachte. Madame Adelaïde hatte ihr einen Schlüssel zu den geheimen Korridors gegeben, damit sie ohne Gefolge in ihr Zimmer kommen könne. Messdames Clotilde und Elisabeth, ihre Schwägerinnen, waren noch unter der Obhut der Frau von Marsan.

Die schwierige Stellung des jungen Paares der Gräfin Dubarry gegenüber hörte allein das gute Vernehmen. Der Dauphin konnte seinen Widerwillen nicht verbergen, und die Dauphine hatte am Wiener Hof solchen Skandal nie vor sich gesehen. Der gereizten Favoritin wurde der Aufwand und die Huldigungen, womit man sie umgab, verbittert durch diese kalte Verachtung, die sie weder bezwingen, noch den Schranken der Ehrfurcht gegen den König entfremden konnte. Ludwig XV. trieb die Schwäche aufs Aeußerste, und Madame Dubarry machte Anspruch auf das Recht, mit der Dauphine an demselben Tisch zu sitzen. Dieser Triumph ward ihr nicht verkagt; aber der Dauphin, zu rechter Zeit benachrichtigt, ließ sich durch kein Bedenken abhalten; ermutigt durch ein Beispiel seines Vaters, begibt er sich zum König und spricht zu ihm in festem Tone: „Sire, ich bin persönlich bereit, Eurer Majestät alle mögliche Beweise von Zärtlichkeit, Gehorsam und Ehrfurcht zu geben; doch ist es auch meine Pflicht, an die Frau Dauphine keinen Skandal heranzuführen zu lassen.“ Das Souper fand nicht statt.

Dieser gerechte und natürliche Stolz ließ sich jedoch von einem noch gebieterischeren Gefühl, dem des Mitleids, besiegen, und der Zufall lieferte bald den Beweis davon. Ein Offizier der Garde-Gendarmen tödtete einen Kriegs-Commis im Duell; die Familie des Letzteren, welche die Ausforderung in Händen hatte, verlangte Gerechtigkeit. Mehrere Kämpfe der Art waren rath auf einander gefolgt, und der König hatte erklärt, daß er keine Gnade mehr geben würde. Die Mutter des Offiziers warf sich zu den Füßen des Dauphins und der Dauphine, die, von herzzerreißendem Jelen gerührt, durch Bitten vom König einen Aufschub seiner Strafe erlangten. Uebelwollende, wie sie nur zu häufig sind, säumten nicht, der Dauphine zu erzählen, daß die arme Mutter sich erst an Madame Dubarry gewandt habe. „Das kann ich ihr nicht verargen: für das Herz einer Mutter ist nichts zu niedrig; ich an ihrer Stelle würde Zamora's Kniee umfaßt haben.“ Zamora war ein kleiner Indianer, der die Schleppe der Madame Dubarry trug.

Tagtäglich zirkulirten ähnliche Züge und Worte im Publikum. Das junge Paar hielt sich streng außerhalb der politischen Atmosphäre, richtete an die Minister weder Vorstellungen noch Gesuche und mischte sich in keine von den Klagen, welche über die Regierung laut wurden. Wenn man von ihnen sprach, so erzählte man, der Dauphin sey in irgend einer elenden Hütte oder verfallenen Scheune überrascht worden. Als ihn eines Tages Pagen an der Schwelle eines Hauses erkannten, in welchem er eben seine geheimen Almosen ausgetheilt, rief er scherzend: „Gestehen Sie, meine Herren, daß ich unglücklicher bin als jeder Andere: ich kann nicht auf Abenteuer ausgehen, ohne entdeckt zu werden.“

Auf einer Jagd bei d'Arçères im Forst von Fontainebleau wurde ein Greis von einem Hirsch über den Haufen gerannt und verwundet. Die Dauphine sprang aus dem Wagen, ließ den Unglücklichen hinein-

legen, verband ihn mit eigenen Händen und wollte keinem Andern das Vergnügen gönnen, ihn seiner Familie wiederzugeben. Man hatte sie auch dabei überrascht, wie sie ein Schnupftuch zerriss, um einem fast blinden Bedienten, der sich eben in ihrem Zimmer verwundet, den Kopf zu verbinden. Der Rang stand bei diesem fürstlichen Paar niemals der Güte im Wege.

Welche Gegensätze schloß damals Versailles in sich! In einem Theil des Schlosses dauerte der Lärm bis in die Nacht, während daneben unter demselben Dach früh Schweigen und Dunkel Platz nahmen: das Volk ließ sich nicht hinter's Licht führen. Obgleich es selten in das Palais kam, so verstand doch sein Blick diese äußere Sprache und errieth die Wohnung eines Jeden. Eine allgemeine Popularität war der Lohn des Dauphin und der Dauphine, und der alte Herzog von Brissac konnte damals mit Wahrheit zur Dauphine sagen, indem er ihr die Menge zeigte, die sich unter ihren Fenstern drängte: „Sehen Sie, Madame, das sind lauter Verehrer!“

Im Rausch und Glanz dieser ersten Jahre vergaß Maria Antoinette jedoch nicht die Empfehlungen ihrer Mutter; sie suchte sich die Freundschaft von Madame Louise zu gewinnen und begab sich, so oft sie sich dem Versailleser Pomp entziehen konnte, nach Saint-Denis in das Kloster der Karmeliterinnen. Hier empfing sie die ersten Lehren über den Werth menschlicher Größe, und um ihr einen Beweis ihrer Liebe zu geben, nahm Madame Louise aus ihren Händen den Schleier^{*)}, der sie für immer von der Welt trennte.

Die auf einander folgenden Vermählungen des Grafen von Provence und des Grafen von Artois mit zwei Töchtern des Königs von Sardinien führten nach Versailles zwei Prinzessinnen, die ungefähr gleiches Alter hatten mit Maria Antoinette und ihr einen ihren Gewohnheiten angemessenen Umgang gewährten. Sie war ohne Gepränge erzogen worden; auch der Dauphin hatte sehr einfache Neigungen, und so verlangten Beide nichts Anderes als Befreiung von dem drückenden Joch der Etikette. Die größte Freundschaft herrschte zwischen den drei Haushaltungen; sie speisten gemeinschaftlich, außer an den Tagen, wo die Diners öffentlich waren. Die Abend-Gesellschaft zum Souper ward nie geführt und fand um neun Uhr bei der Gräfin von Provence statt. Madame Elisabeth nahm Theil daran, nachdem sie ihre Erziehung vollendet. Dieses Familienleben war schon lange bei Hofe nicht mehr üblich gewesen; Maria Antoinette und der Dauphin führten es jetzt aufs neue ein und setzten es mit der größten Beharrlichkeit fort. Oft hatten sie gegen ihre eigene Hofhaltung zu kämpfen. Die Gräfin von Noailles, ein Muster aller Tugenden, war auch eine strenge Bewahrerin aller Traditionen. Die Dauphine nannte sie eines Tages „Madame Etikette“. Das Wort ward ergriffen und wiederholt; man murmelte darüber in Versailles und beklagte es in Paris. Indes erfuhr der offizielle Hof, so lange Ludwig XV. lebte, keine Veränderung. Das Spiel fand bei der Dauphine, der ersten Person des Staates, statt. Es war seit dem Tode Maria Leszcynska's bei Madame Adelaïde gehalten worden, die nicht ohne Verdruss sich dieses Vorrechts beraubt sah. Die Promenaden waren rasche Fahrten in Berlinien, unter Begleitung von Gardes-du-Corps und Stallmeistern. Die Kaleschen wurden nur auf der Jagd geduldet. Die Messe mit Must ward alle Tage gehört.

Die jungen Prinzessinnen wollten ihren Jirel durch Komödienspiel beleben; aber man fürchtete die Rüge von Messdames und das Verbot des Königs. Man etablirte sich heimlich in einem Entresol, wo der Dienst Niemanden hinrief. Die Gesellschaft bestand aus den drei Prinzessinnen, dem Grafen von Provence, dem Grafen von Artois und Herrn Campan, Kabinetts-Secretair und Schwiegervater der ersten Kammerfrau der Dauphine.

Der Graf von Provence zeichnete sich durch die Sicherheit seines Gedächtnisses, der Graf von Artois durch die Grazie seiner Manieren aus; die Prinzessinnen von Savoyen spielten gezwungen, während die Dauphine ihr unerfahrenes Spiel künstlerisch auszubilden suchte. Der Dauphin, der einzige und beständige Zuschauer, nahm an der Seiterkeit der Bühne Theil, lachte viel über die Verkleidungen, aber niemals laut. Seit jenen Zerstreungen legte er seine Schüchternheit etwas ab und wurde dreister, auch in Bezug auf seine Frau, die ihm bisher noch immer so imponirt hatte, daß der Hof ihn der Gleichgültigkeit gegen dieselbe beschuldigte und sich die küßlichen Vermuthungen erlaubte.

Italien.

Das innere Sicilien und der Schwefelhandel.

(Fortsetzung.)

In den kleinen Städten und Flecken Siciliens bestehen die unteren Klassen aus Ackerbauern und Bergleuten. Die ackerbauende Bevölkerung theilt sich wieder in drei Klassen: in borgesii, Bürger, inquilini, Miethskente, und contadini, Bauern. Die Bürger zerfallen noch in zwei Abtheilungen; die erste derselben umfaßt die Barone oder die Adligen jedes Ranges, die auf ihren Gütern leben und die man mit den Landadeln im nördlichen England vergleichen kann. Sie bebauen ihre eigenen Felder; in der Gegend von Palermo und Messina beschäftigen sie sich besonders mit der Zucht der Drangen und Limonten, im Distrikte von Caltagirone aber mit dem Getraidebau. Die zweite Abtheilung bilden die gabilotti, eine Art von Miethskente zwischen den Grundbesitzern und den Ackerleuten. Die Miethskente theilen sich in censuarii, die auf Erbzins gepachtet haben, und in metatieri oder Meier. Die Gabilotti sind Leute, die gewöhn-

*) 10. September 1770.

Ich ein Kapital von 12–16,000 Franken besitzen; sie pachten die Kirchen- und Kloster-Güter, so wie die Ländereien der großen Grundbesitzer. Die Kirchengüter werden gewöhnlich auf drei Jahre verpachtet, die großen Gutsbesitzer schließen aber Kontrakte auf 6 bis 9 Jahre ab. Dann verpachten die gabiloti die Felder an die inquilini, die ihnen oft den Zins in Naturalien entrichten; sie selbst aber bezahlen ihre Pacht in drei Raten, also alle 4 Monate, an den Gutsbesitzer. An vielen Orten soll eigentlich ein Theil des Zinses der Unter-Pächter in Geld entrichtet werden, wie zum Beispiel im Herzogthum Bronte, das durch die königliche Freigiebigkeit Ferdinands IV. im Jahre 1801 dem Admiral Nelson geschenkt wurde und das jetzt der Richte desselben, der Lady Bredport, gehört; sind aber die Unterpächter nicht im Stande, in Geld zu bezahlen, so können sie auch hier wie überall ihre Schuld in Naturalien abtragen, deren Preise von einem hierzu bestellten, aus den angesehensten Personen des Sprengels bestehenden Gerichtshofe festgesetzt werden. Im Süden der Insel schließen die Unterpächter ihren Kontrakt nur für Eine Aernde ab und bezahlen in Naturalien.

Der Kontrakt der *con-uarii* führt den Namen *censo perpetuo*, immerwährender Grundzins, und vererbt sich vom Vater auf die Kinder, auf die Blutsverwandten und deren Kinder. Will man ihn an einen Fremden abtreten, so muß man die Pacht eines Jahres als Gelobnis entrichten, in welchem Fall steht aber dem Grundbesitzer der Vorrang zu, er kann ihn zu demselben Preise zurückkaufen. Früher waren solche Erbverpachtungen in Sicilien fast allgemein, jetzt aber nehmen sie immer mehr ab. Ueberhaupt übt die kurze Dauer der Verpachtungen einen nachtheiligen Einfluß auf den Ackerbau aus. Die meisten der großen Sicilianischen Grundbesitzer wohnen in Palermo oder in Catania, sie besuchen ihre Besitzungen fast niemals, ja, Manche haben sie sogar niemals mit Augen gesehen, obgleich sie nur in geringer Entfernung von denselben sich aufhalten. Ihre Verwalter bereichern sich daher auf ihre Kosten, indem sie dieselben mit allerlei Borpiegelungen täuschen, bald mit der Aussicht auf die Entdeckung einer Mine, bald mit der Hoffnung auf ein rasches Steigen der Lebensmittel. In solchen Illusionen befangen, wollen die Gutsbesitzer nicht auf lange Verpachtungen eingehen, und der gewöhnlich angenommene Zeitpunkt von sechs Jahren gestattet den Pächtern nicht, ein Verfahren anzuwenden, welches zur Verbesserung des Bodens beitragen könnte. Die Meier stehen sich besonders sehr schlecht, sie bestellen ganz allein ihr kleines Stück Land und haben nur ein Drittel vom Ertrage, ja oft noch weniger für sich. Die anderen Unterpächter sind schon besser daran, sie besitzen doch schon Ochsen und Ackergeräthschaften; unglücklicherweise gestattet aber das Gesetz, im Fall einer Nichtzahlung, sich des Inventariums der Pachtung zu bemächtigen; so wird oft durch dies Uebermaß von Strenge ein armer, aber ehrlicher Ackerbauer zum Bettler gemacht, und es bleibt ihm nichts übrig, als in den Bergschluchten und auf den Landstraßen das Räuberhandwerk zu treiben. Dann giebt es noch eine Art von Feldarbeitern, die mit ihren Familien in den Städten wohnen, Montags früh zur Arbeit aufs Land gehen und Sonnabends von dort wieder zurückkehren. Sie verzehren so in der Stadt, was sie auf dem Lande verdienen, tragen aber auch während der Festerzeit ihr Elend dort zur Schau. Von den Contadini oder Bauern giebt es in jeder Dorfgegend verschiedene Klassen, wie die Bögte, die Feldmesser, die Rechnungsführer, die Ackerleute, die Tagelöhner, die Schäfer, die Ochsentreiber, die Ziegenhirten und die Knechte.

Diese ganze ländliche Bevölkerung lebt in einem Zustande, der nahe an Armut, ja oft an vollständige Entlösung gränzt, denn zu den schon angeführten Ursachen des Elends kommen noch der gänzliche Mangel an Verkehr im Innern der Insel, wo es weder Wege, noch Kanäle giebt, die kostspielige Verwaltung, die Art der Steuer-Erhebung und die Wirkungen des Gesetzes vom 30. November 1824, nach welchem alle aus Neapel nach den Sicilianischen Häfen gefendete Waaren, die schon einmal in dem jenseits des Faro di Messina gelegenen Theile des Königreichs Zoll entrichtet haben, hier noch einmal steuerpflichtig werden, als ob Sicilien nicht zu Neapel gehörte. Sicilien wird von einem so bösen Geschick verfolgt, daß Alles, selbst der Aufenthalt des Englischen Occupations-Corps, zu dem traurigen Zustand beigetragen, in welchem sich die Insel jetzt befindet. Bekanntlich schickte bei der Abreise des Neapolitanischen Hofes nach Palermo die Englische Regierung dreißigtausend Mann nach Sicilien, die mehrere Jahre dafelbst verweilten. Fünf Millionen Pfund Sterling, ohne noch die besonderen Ausgaben der Offiziere und Soldaten zu rechnen, flossen da jährlich aus England nach Sicilien. Es war also damals viel baares Geld im Umlauf, und obgleich die Engländer selbst die Fourage für ihre Pferde von außerhalb kommen ließen, so stiegen doch die Lebensmittel bald so hoch, daß eine Salma Getraide mit acht bis zehn Unzen bezahlt wurde. Jetzt gilt sie kaum zwei; oder das Hektoliter, welches damals 36 bis 45 Franken kostete, gilt jetzt 9 Franken. Als die Regierung im Jahre 1816 ein General-Kataster entwerfen ließ, stieg sie hierauf die Ausschreibung der Grundsteuer. Der Werth der Cerealien diente ihr als Basis, und sie legte auf dieselben eine Steuer, die sich mit der Nachsteuer zusammen auf 12½ Prozent beläuft, was in Betracht der jetzigen Entwerthung des Getraides diese Auflage gegenwärtig zu der ungeheuren Taxe von 62½ Prozent steigert. Die anderen Abgaben, die während der Englischen Besetzung auf die Preise der Lebensmittel gelegt wurden, stehen eben so sehr außer allem Verhältnis zu den Hülfquellen des Landes. Außerdem ist noch zu bemerken, daß von den 1,700,000 Unzen, aus denen das Ausgabe-Budget Siciliens besteht, ungefähr 900,000 außerhalb der Insel verausgabt werden, indem sie nach Neapel wandern, um in den Ausgaben des allgemeinen Budgets für das Königreich beider Sicilien das auf Sicilien fallende Contingent zu decken.

Wenn ich mir den Zustand des Ackerbaus im Innern der Insel, an den Küsten von Catania nach Messina und von da nach Syrakus vorstelle, so wird es mir schwer, den Versicherungen Glauben zu schenken, daß es 1810 noch schlimmer um denselben stand, und daß die Armut der Ackerleute, so wie ihre ganze Lage, damals an den landwirthschaftlichen Zustand des Königreichs Neapel im Jahre 1734 erinnert habe, wo der ganze Neapolitanische Grund und Boden noch in den Händen des Königs, der Geistlichkeit, der Barone und Städte sich befand und nicht, wie jetzt, wo die Zahl der Steuerpflichtigen sich wohl auf eine Million beläuft, in kleine Besitzthümer zertheilt war. Im Jahre 1810 wurden die Wege durch Banditen unsicher gemacht, Fabriken waren noch in geringer Anzahl vorhanden und diese wenigen meistens verlassen, die Schifffahrt war der Seeräuber wegen mit vielen Gefahren verknüpft und der Austausch der inländischen Produkte durch tausend Lokal-Reglements erschwert, die im gegenseitigen Hass der Städte ihren Grund hatten. Es scheint, als wären von jenem Zeitpunkt an Verbesserungen vorgenommen worden; heutigen Tages aber ist die Sicilianische Bevölkerung wieder im Rückschritt begriffen. So viel ist indeß erwiesen, daß die Ausfuhr der Wolle nach Malta ohne Hinderniß von Statten geht, daß sich die Weinflechterei und Oliven-Auspressung vervollkommenet, daß der Gewinn an Salz und Schwefel zugenommen hat, daß durch die von Ausländern eingerichteten Seiden-, Baumwollen-, Papier- und Cremon-Tartari-Fabriken bedeutende Kapitalien in Umlauf gesetzt werden, und daß unter anderen das von Herrn Woodhouse in Marsala zum Vertrieb der Sicilianischen Weine gegründete Handelshaus einen gewissen Anstrich von Wohlhabenheit über diesen Küstenpunkt verbreitet hat. Der auswärtige Handel erstreckt sich über das mittlere und südliche Europa, so wie über gewisse Gegenden von Nord- und Süd-Amerika; bei der Küsten-Schifffahrt und der Fischerei werden eine Menge von Seeleuten beschäftigt, und nach einem Verwaltungs-Bericht von 1833 beläuft sich die Handels-Schifffahrt von Sicilien auf 2038 Schiffe, die 41,800 Tonnen halten. Woher rührt also eigentlich der jetzige traurige Zustand Siciliens? Sollten die Verwaltungsfehler allein daran Schuld seyn? Es ist kaum zu denken.

Der Schwefel, welcher durch die zwischen der Regierung beider Sicilien und England darüber entstandenen Mißhelligkeiten zu einer so hohen politischen Wichtigkeit gelangt ist, war bis zum Jahre 1833 eine Quelle des Reichthums und Wohlstandes. Als ich gegen Ende des Jahres 1837 nach Catania reiste, begegnete mir auf dem Wege dahin, und ganz besonders nach Villa-Rosa und Castro Giovanni zu, unaufhörlich eine Menge leichter, von einem Pferde gezogener Wagen, die alle mit Schwefelstücken beladen waren. Die Straße war mit einem dichten gelben Staub bedeckt, welcher von der häufigen Fortschaffung solcher Transporte nach den Häfen von Palermo und Catania zeugte, die beide in entgegengesetzter Richtung, aber gleich vorthellhaft für die Ausfuhr liegen. Die vorzüglichsten dieser Schwefel-Minen sollen aber leider ganz unter Wasser stehen, und aus Mangel an Dampfmaschinen und Steinöhlen zu deren Heizung kann dasselbe nicht ausgepumpt werden. Steinkohlenlager giebt es zwar hinreichend in Sicilien, ihre Ausbeutung wird aber ganz vernachlässigt. Die Schwefel-Minen von Girgenti, an der Küste, waren die einzigen, welche bearbeitet wurden, und die ganze arbeitende Bevölkerung litt unter der Vernachlässigung dieses Naturprodukts.

Um dem Leser einen Begriff von der Wichtigkeit des Schwefels für Sicilien und die Regierung zu geben, kann hier die Ausbeute und Ausfuhr einiger Jahre mitgetheilt werden. Im Jahre 1826 allein wurden 500,000 Cantaren Schwefel (1 Cantaro ist gleich 79 Kilogrammen) in Sicilien gewonnen.

Jahr	gewonnen
Im Jahre 1830	350,000 Cantaren
1831 u. 32	400,000
1833	495,769
1834	668,256
1835	663,573

Nach den verschiedenen Ländern vertheilt sich die Ausfuhr wie folgt:

Jahr	nach England	nach Frankreich	nach verschiedenen anderen Ländern
1833	259,126	201,126	35,517 Cantaren
1834	238,083	293,110	37,061
1835	325,733	262,774	75,008

Das Verhältnis, in welchem die einzelnen Ausfuhr-Orter hierbei theilhaftig sind, stellt sich folgendermaßen:

Ort	im Jahre 1833	im Jahre 1834
Palermo	54,715 Cant.	63,683 Cant.
Messina	43,696	41,146
Catania	47,508	69,600
Syracus	—	70
Terranova	40,870	76,574
Alcata	216,381	302,080
Palma	2,400	1,700
Girgenti	83,874	108,000
Siciliana	4,300	5,400
Sciacca	1,665	5,100
Marsala	—	1,255
Trapani	360	1,805

Im Jahre 1832 belief sich der Werth des ausgeführten Schwefels auf 4,703,776, im Jahre 1833 auf 7,073,022 und 1834 auf 7,157,379 Franken.

Man erkiebt, daß England gewöhnlich den größten Theil der Schwefel-Ausfuhr bezieht; Frankreich folgt gleich darauf, ja im Jahre 1834 bezog es sogar mehr als England. Die Anfertigung des Stiefelweiches-Pulvers in England und die zahlreichen in Frankreich errichteten Fabriken künstlicher Soda erklären die wichtige Stellung, welche diese beiden Nationen in der Ausfuhr-Tabelle des Sicilianischen Schwefels einnehmen. Was England anbetrifft, so beschränkte es sich nicht, wie Frankreich, auf den bloßen Ankauf dieses Productes, vielmehr beschäftigten sich Engländer selbst mit der Ausbeutung der Schwefel-Minen im Innern der Insel, so daß in den Minen von Gallizi allein, die dem Baron von Mandracati gehörten und an einen Engländer verpachtet waren, schon wenige Jahre nach ihrer ersten Bearbeitung eine solche Menge von Schwefel gewonnen wurde, daß sie dem dritten Theil der Schwefel-Production von ganz Sicilien gleich kam. Die Ausbeutung der Schwefel-Minen ist mit vielen Beschwerclichkeiten verknüpft und die der Minen von Gallizi ungleich kostspieliger als die der anderen, die zur Ausfuhr bequemer gelegen sind. In den Jahren 1828, 29 und 30 sanken die Verkaufspreise dergestalt, daß die Unternehmer ihre Contracte nicht wieder erneuern wollten; 1831 aber stieg der Schwefel wieder im Preise, und der Besitzer dieser Minen schloß einen für ihn vortheilhaften Pachtcontract ab; 1832 und 33 lieferten sie 35 und 40,000 Cantaren und im Jahre 1834 sogar 60,000 Cantaren, da aber war der Boden erschöpft, die Minen füllten sich mit Wasser, und zur Zeit meiner Sicilianischen Reise lagen sie unbearbeitet und verlassen da.

Die Fortschaffung des Schwefels ist, wie man sich in der Handelsprache ausdrückt, ein sehr wichtiges Item bei den Kosten, welche die Ausbeutung dieses Productes verursacht. Die Kosten sind ungleich und werden auch so lange verschieden bleiben, bis Sicilien ganz und gar von solchen Straßen durchschnitten ist, wie es jetzt nur eine einzige besitzt, die von Palermo nach Catania und Messina; bis dahin wird nur die Bearbeitung der an der Küste gelegenen Minen wahren und dauernden Vortheil gewähren. Auch beantragten die Gesellschaften, welche um das Schwefel-Monopol einkamen, daß ein Theil der von ihnen an die Neapolitanische Regierung zu entrichtenden Abgaben zur Anlegung neuer Wege in Sicilien benutzt werden solle. Die anderen Ausgaben lassen sich besser berechnen. Das Beamten-Personal einer Schwefel-Mine besteht aus einem Verwalter, zwei Schreibern (*scrivani*) und mehreren Aufsehern; der Erstere ist gewöhnlich ein grober Mann von einigem Ansehen, der die Arbeiten unter dem Beistand des Bergmeisters (*capo-maestro*) und die Rechnungen mit Hülfe der Schreiber leitet; oft ist er selbst Actionair der Mine und bekommt täglich 12 bis 20 Tari. Das Leben der Schreiber hat große Ähnlichkeit mit dem der Schiffschreiber; nur an Feiertagen verlassen sie die Mine, die ganze übrige Zeit des Jahres bringen sie in einer Art unterirdischen Käfigs zu, schreiben den Schwefel, der hinausgeschafft, und den, der gewonnen wird, so wie das Tagelohn ein; die Unglücklichen erhalten täglich nur 3 bis 8 Tari. (Fortsetzung folgt.)

N o r w e g e n .

Norwegische Darstellungen Italiens.

Von Wollert Konow.

Roms Eindruck auf den nordischen Reisenden.

Wenn man der langen Façade des Quirinals folgt — des Quirinals, eines Palastes, in welchem der Paps gewöhnlich jedes Jahr einige Monate residirt — wenn man dieser Façade folgt, so daß man sie zur Rechten hat, kommt man bald — doch nicht gar so bald, denn die Façade ist etwas lang — auf einen offenen Platz. In seiner Mitte erhebt sich plötzlich ein Obelisk vor unseren Augen. An seinen beiden Seiten stehen Pferde, ich sage stehen, doch nein, sie schrauben und bäumen und schlagen mit den Vorderfüßen; aber die Zügel an ihren Köpfen ruhen in starken Händen; zwei Jünglinge halten sie so unerschütterlich fest, daß die Pferde, ungeachtet ihres Bäumens und Schnaubens und Schlagens, nicht von der Stelle kommen. Weißt Du, wie diese Jünglinge heißen? Kassor und Pollux; und weißt Du, was auf den Piedestalen geschrieben steht, auf denen die Pferde stampfen? Zwei Namen, auf dem einen Phidias und auf dem anderen Praxiteles.

Therarer Leser! erlaube, daß ich hier einige vertrauliche Worte zu Dir spreche. Wenn wir Reisenden aus der ewigen Stadt zurückkommen, noch ganz erwärmt von allen den herrlichen Anblicken, die sich vor uns offenbarten, und wenn wir dann die Brust öffnen, um Dich einige von den schwachen Schatten sehen zu lassen, welche die stolzen Bilder hineingeworfen; wenn der Mund sich aufthut, damit die Seele die Eindrücke wiedergeben kann, und er warm wird und sich rascher bewegt; wenn selbst die Wange mit ihrem Glühen beredt wird und das Auge mit seinen leuchtenden Blicken, dann ist es nicht selten, daß die Umstehenden mit den Achseln zucken, den Mund spizen und den Erzähler mit Seitenblicken messen, kurz, sich geberden, als wenn sie sagen wollten: „D, mein Vetter! die lange Reise hat, wenn sie Ihnen auch nicht viel genügt, Sie wenigstens verdammt affektiv gemacht! Denn wie wäre es sonst möglich, daß ein Mensch, welcher, wie Sie, bisher in seinem Benehmen kalt und ruhig gewesen, jetzt plötzlich anfängt, um sich zu schlagen, wie ein wahrer Poet.“ Aber, ich frage Dich, Leser, ahnest Du nicht selbst aus den wenigen Streichen, mit denen ich oben den Quirinal-Platz skizzirt, ahnest Du nicht den ganzen überwältigenden Reichthum, welchen

dieses Rom dem Reisenden zu bieten hat, und siehst Du nicht ein, daß dieser Reichthum Wunderdinge selbst in der kältesten Brust erzeugen muß? Denke nur: in der Mitte ein Obelisk, ein Gegenstand, der die Aussicht über das ganze phantastische Aegypten öffnet. Siehst Du nicht den trägen Nil und die fetten Maisfelder; und dort, in der Ferne, die kahlen Granitzipfel, diese sonnenverbrannten Riesenblöcke; siehst Du nicht die Pyramiden und die Sphinx, die halb begraben im Sande liegen und mit ihren scharfen Blicken unverwandt dem glühenden Simoun ins Auge starren; denkst Du nicht an seine Götterwelt, die mit ihren Thierköpfen so stupid aussieht? — und nun die Jünglinge neben dem Obelisk, versehen sie Dich nicht in Griechenland's ganzes Mythosleben? — und diese Namen, Phidias und Praxiteles, zeigen sie Dir nicht das Zeitalter des Perikles, mit seinem Kleibades und seiner Aspasia? — und jener Palast, der Quirinal? steht nicht die Geschichte des Katholizismus und Papstthums an seinen Mauern geschrieben? — und der Platz selbst, den einst Konstantin's Bäder bedeckten, — o, welch ein Bild! Was hast Du wohl in unserem Norden, das Du ihm an die Seite setzen kannst?

M a n n i g f a l t i g e s .

— Ampère und die Mittwochs-Gesellschaft in Berlin. Seine erste persönliche Begegnung mit Chamisso erzählt Ampère in dem von uns neulich erwähnten Artikel folgenderweise: „Im Jahre 1827 befand ich mich in Berlin. Freunde führten mich in eine literarische Gesellschaft, die sich jeden Mittwoch in einem Garten mitten unter dicht belaubten Bäumen“) versammelte und den anspruchlosen Namen „Mittwochs-Gesellschaft“ führte. Eine originelle Idee lag derselben zum Grunde: man wollte sich mit allen literarischen Erzeugnissen, bald nachdem sie erschienen waren, beschäftigen; nur die Werke der Gesellschafts-Mitglieder waren ausgeschlossen; von ihnen durfte niemals die Rede seyn. Die Gründer der Gesellschaft hatten derselben die Eitelkeits-Bestrebungen und die egoistischen Streitigkeiten ersparen wollen, die sonst mit solchen Vereinen verbunden zu seyn pflegen und ihre Zwecke völlig aufheben. Der Gedanke zu einer so von Eigenliebe ganz freien Institution konnte wohl nirgend anders als in Deutschland gefaßt werden, und auch dort, glaube ich, ist jene Gesellschaft bereits eingegangen.“) Ich befand mich also eines Mittwochs in dem Garten, in welchem sie sich wöchentlich versammelte. Ich fand dort zum größten Theil junge Männer, die bereits einen literarischen Ruf hatten: den Trauerspiel-dichter Ranpach“), Stieglitz, Holtei, Willibald Alexis, der eben das Publikum mit einer Nachahmung Walter Scott's getäuscht hatte und dessen Schriftstellerischer Ruf bald noch mehr wachsen sollte, Neckeritz, den Verfasser von „Alexander und Darius“; und mit ihnen manche ältere Freunde: Barnhagen, einen Mann von Welt und Geschmack, den Gatten der berühmten Nabel; Sibig, den gelehrten Kriminalisten und populären Biographen von Werner und Hoffmann. Sibig stellte mich einem seiner Freunde vor, der mehr als irgend ein Anderer in der Gesellschaft das hatte, was wir in Frankreich eine „Deutsche Tournüre“ nennen; er war groß und hager, lange Haare hingen über seine Schultern herab, sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck von Wohlwollen und Festigkeit, etwas Zartes und Starkes, Abgespanntes und Kühnes zugleich. Unsere Unterhaltung begann in deutscher Sprache; der Mann redete mit einer merkwürdigen Energie des Ausdrucks, aber, wie mir schien, mit einiger Anstrengung und einem für mich neuen Accent.+) Ich meinerseits kohlrürte im Schweiße meines Angesichts jene mühseligen Deutschen Perioden, deren jede den lebenden Pyramiden gleicht, welche die Mitglieder einer Aequilibristen-Familie, Einer auf den Anderen sich stellend, zu bilden pflegen, wobei die Keinen sinngebenden Worte, die Partikeln, die das Verbun modifiziren, an die äußerste Spitze der Periode kommen, eben so wie die Kinder die Spitze der Pyramide bilden. Während wir dergestalt redeten, brach auf einmal ein Dritter, der es zufällig hörte, in lautes Gelächter aus und rief: „Meine Herren, machen Sie sich's bequem und sprechen Französisch.“ — Der Mann mit der hohen Gestalt und den langen Haaren war mein Landsmann; es war der treffliche, von der Natur auf seltene Weise ausgestattete, aber vom Schicksale lange verfolgte Mann, dessen bewegtes Leben ich hier skizziren will; ein Französischer Emigrant war es und ein Preussischer Offizier, ein Edelmann und ein Liberaler, ein Dichter und ein Botaniker, der einen fantastischen Roman und die Reise um die Welt gemacht hatte; es war ein Deutscher, geboren in Frankreich, kurz es war Chamisso.“

*) Im sogenannten Kämpferschen Lokale.

**) Wir glauben, sie existirt noch, obwohl allerdings ohne sich sehr bemerklich zu machen oder überhaupt von Einfluss auf das literarische Leben Berlins zu seyn. Denn gerade der Gedanke, den Herr Ampère so originell findet, ist ganz geeignet, ihr alles lebhaftere Interesse zu rauben, das in literarischen Vereinen eben nur aus der Weckung und Mittheilung eigener Productionen entspringt. Eine Gesellschaft jener Art muß nothwendig bald zur bloßen Bes-Gesellschaft werden, die, so ehrenwerth und loblich sie an und für sich auch seyn mag, doch auf die Bezeichnung „literarisch“ keinen Anspruch hat.

**) Der Verfasser der „Erdenmacht“ und des „versiegelten Burgemeisters“ war wohl schon im Jahre 1827 nicht mehr zu den „jungen Männern“ zu zählen.

+) Chamisso, der so trefflich Deutsch schrieb, hat sich doch von einigen Gallicismen nie ganz frei halten können: so sagte er immer: „nach mir“ (selon moi) statt: „meiner Ansicht nach“. Nicht drei Sätze vermochte er zu sprechen, ohne merken zu lassen, daß er Franzose sey. (Anmerk. des Herrn Ampère.)